

(Nachdruck verboten.)

## 16] Der Wanksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Mit dem Korb voll Eiern an einem Arm, den andern auf den herabhängenden Ast eines Apfelbaums gestützt, hörte Käthe zu, während Philipp las:

„Liebste Kitty. Wie geht es Dir, mein Lieb, und wie geht es Philipp und wie geht es Grannte? Ich komme rasend schnell vorwärts. Man nennt mich jetzt Kap'tan — Kap'tan Pete. Eine Art Aufseher in den Diamantgruben außerhalb Kimberleys. Das Leben eines großen Herrn gewiß und wahrhaftig. Nichts zu thun, als unter einem ungeheuren Sonnenschirm mit einem Papier in der Faust wie ein Rathsherr dasitzen, während zwanzig Kaffern die Arbeit verrichten. Ein bißchen Valgerei nebenbei, was einen gerade vom Einschlafen abhält. Wenn ein Kaffer einen Diamanten zu Tage fördert, muß man ihn weg schnappen und auf der Tafel neben seinem Namen verzeichnen. Sie haben ihre eigenen fremdartigen Namen, wir taufen sie aber immer um, in: Sechspence, Siebenwesten, Hammelschlägel, Zweipenny Trotter und dergleichen. Wenn ein Kaffer einen Diamanten findet, so erhält er eine Provision, desgleichen sein Aufseher. Ich erschrecke fast, wie fürchterlich reich ich in kurzem sein werde. Sage dem Alten, daß ich das Harmonium noch eines schönen Tages kaufe. Die Kaffern sind aber eine schlaue Bande, und wenn sie Staub genug aufwirbeln können, um einen Edelstein wegzuschmuggeln, während man gerade nicht hinsieht, so thun sie's gewiß. Sie verkaufen ihn dann an die Boeren, und man muß reden können wie ein Advokat, um ihn zurück zu erlangen. Mit den Häuften können die Boeren aber nichts gegen unsereinen ausrichten — das ist Kinderspiel. Sie sind eine schmutzige Gesellschaft, manchem von unsren tragen Wankleuten, besonders dem schwarzen Tom, merkwürdig ähnlich. Wenn sie sehen, wie wir uns unten im Flusse waschen, so sagen sie wohl: „Was für schmutziges Volk sind doch die Engländer, daß sie sich dreimal des Tages waschen müssen — wir thun es nur einmal die Woche“. Wenn ein Kaffer einen Stein stiehlt, so kommt er gewöhnlich vor ein Kriegsgericht; ich bin aber nicht dafür, weil im allgemeinen auf die Büttel kein Verlaß ist; darum wische ich meine Nigger stets selbst durch und verfare milder mit ihnen, und wenn jemand wider mich aufsteht, so lynchen sie ihn.“

Käthe seufzte auf, als müsse sie sich in Geduld fassen, und wendete den Kopf weg, während Philipp mit stocdender Stimme weiter las:

„Kitty, mein Schatz, ich sterbe vor Sehnsucht nach dem Anblick Deines süßen Gesichts. Wenn die Nacht kommt und ich mich in der Baracke niederlegen will — schön gediebt auf dem Boden, gutes Segeltuch und alles behaglich — sage ich wohl zu den Burschen: „Nacht Schicht und laßt mich armen Kerl einmal schlafen.“ doch können sie den dunklen Sinn meiner Rede nicht ergattern. Will ich doch nur etwas Ruhe haben, um denken zu können. . . wenn ich die Sterne niederblinken sehe. . . Auch sie blickt eben zu jenem Stern empor. . . O, scheine auf meinen Engel herab —“

„Nein, Käthe,“ stammelte Philipp, „ich kann wirklich nicht mehr. . .“

„So gib ihn her,“ sagte Käthe.

Sie stieß mit der zitternden Hand an den Ast des Apfelbaumes und die weißen Blüten regneten von den dünnen Zweigen auf sie herab, wie aus einem Heringsnetz Silberfischchen. Dann nahm sie den Brief und überflog den Schluß:

„Kitty, mein Lieb, wie steers mit den Mackrehlen dieses Jar und brinkt die Mühlen erträglich viel ein und neigihrig bin ich, ob die Hühner alle legen, ob das Ferkel kein steifes Bein mehr hat und wie es dem alten Man geht und ob er noch immer die Teafte vermentt. Da ist hihr ein großer Kerl, der ganz so wie er ist; er hat auch das alte Buch verschlungen und bringt's bei jeder Gelegenheit wieder raus. Doch liebste Käthe jetzt nichts meer ich hoffe recht bald wider zu Hause zu sein und eich alle zu sehn obichon ich's nich genau weiß. Mit Liebe Dein Dich liebender Herzensschatz Piet.“

Als sie den Brief zu Ende gelesen hatte, ließ sie ihn durch die Finger gleiten und seufzte abermals. „Sie haben die Wörter nicht so gelesen, wie sie geschrieben sind,“ sagte sie.

„Was thut es, daß die Rechtschreibung unsicher ist, wenn man der Liebe so sicher sein kann wie bei ihm?“ rief Philipp.

„Glauben Sie, daß er es selbst geschrieben hat?“ fragte Käthe.

„Er hat es jedenfalls unterzeichnet und sicher auch ausgedacht. Vielleicht, daß einer der jungen Gills es für ihn niedergeschrieben hat.“

Sie errödete leicht, ließ den Brief in ihre Tasche gleiten und sah aus, als ob sie sich schämte.

## VIII.

Daß Käthe sich über Petes Brief schämte, peinigte Philipp, und er blieb wieder aus. Sein Wegbleiben reizte Käthe, und Philipp selbst schämte sich seiner Schwachheit. Sie ärgerte sich über ihn, weil er nicht einsah, daß die ganze Geschichte mit Pete thöricht sei. Es war sinnlos, von einem Mädchen zu verlangen, daß sie einen Mann heiraten solle, den sie nur als Knaben gekannt hatte. Doch Philipp bestand darauf, die Verpflichtung als eine heilige anzusehen, das ließ sich nun einmal nicht ändern. So benützte sie denn Pete als ein Bindeglied, um Philipp festzuhalten.

Als sich Philipp mehrere Monate lang nicht wieder in Sulby gezeigt hatte, schrieb sie ihm einen Brief. Angeblich nur, um ihm zu sagen, wie sehr sie in Angst sei, daß Pete so lange nichts von sich habe hören lassen, und zu fragen, ob er selbst keine Nachricht habe, um ihre Furcht zu beschwichtigen. Die arme kleine Lüge war mit zitternder Hand geschrieben, die zwar ehrlich bebte, aber doch weil Käthe von ganz andren Gefühlen gequält wurde.

Philipp beantwortete den Brief, indem er sich selbst einstellte. Tag und Nacht hatten ihm beständig allerlei Vorwände für seinen Besuch wie ein summender Kreisler in den Ohren geklungen; jetzt aber mußte er auf Entschuldigungen für sein langes Ausbleiben sinnen. Es war Abend. Käthe war mit Melken beschäftigt, und er ging zu ihr in den Kuhstall hinaus.

„Wir fingen schon an, zu glauben, daß wir nichts mehr von Ihnen zu sehen bekommen würden,“ sagte sie, während die Milch brausend in den Eimer schoß.

„Ich. . . ich bin krank gewesen,“ sagte Philipp.

Das Draußen wurde zu einem dünnen Bischen. „Sehr krank?“ fragte sie.

„O nein — nichts Ernsthaftes“, sagte er.

„Daran habe ich gar nicht gedacht,“ sagte sie. „Es hätte mir ahnen sollen. Und nun mache ich Ihnen Vorwürfe noch obendrein —“

Philipp schämte sich über seine Ausflucht, doch noch mehr über den eigentlichen Grund. Er stand an die Thüre gelehnt da und schaute stillschweigend zu. Der Heudunst drang vom Boden herunter und er roch den Atem der Kuh, wenn ihm diese den Kopf zudrehte. Käthe saß auf dem Melkstuhl dicht bei dem Eimer, den Kopf, auf dem sie einen lustigen Sommerhut trug, an die Kuh gelehnt.

„Also nichts Neues von Pete, nicht wahr?“ sagte sie.

„Nein,“ erwiderte Philipp.

Käthe bohrte ihren Kopf tiefer in den Leib der Kuh und murmelte: „Der gute Pete! Ein so einfacher, so natürlicher Mensch!“

„Das ist er,“ stimmte ihr Philipp bei.

„Und auch so gutherzig.“

„Ja.“

„Und ein so mannhafter Bursche — jedes Mädchen müßte ihn gern haben,“ sagte Käthe.

„Ganz gewiß,“ bestätigte Philipp.

Es ward wieder still und zwei Ferkel, die auf dem Misthaufen draußen gegrünzt hatten, machten sich nun quiekend auf den Weg nach dem Stall. Käthe hielt jetzt den Kopf ihres Gutes Philipp zugewendet, und sagte:

„Ach Gott, es kann doch nichts Schrecklicheres geben, als jemand zu heiraten, den man nicht liebt!“

„Gewiß nicht,“ sagte Philipp.

Der Sommerhut drehte sich um. „Doch, doch, es giebt noch was Schlimmeres, Philipp.“

„Was denn?“

„Jemand nicht geheiratet zu haben, den man liebt,“ sagte Käthe, und die Milch prasselte in den Eimer wie Hagel. Im Stroh hinter Käthe lag eine schwanzlose mantische Katze mit drei geschwänzten Kätzchen und Philipp fing an, mit ihnen zu spielen. Da er Rücken an Rücken mit Käthe stand, so gelang es ihm, seine Fassung zu bewahren.

„Die alte Horney schlägt so schrecklich um sich,“ sagte Käthe über ihre Schulter hinweg. „Könnten Sie ihr nicht vielleicht den Schwanz halten?“ Dies brachte sie einander wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüber. „Es ist so unangenehm, jemand in der Nähe zu haben, mit dem sich über Pete reden läßt,“ meinte Käthe.

„So?“

„Ich wüßte nicht, wie ich seine lange Abwesenheit sonst ertrüge.“

„Ist Ihre Sehnsucht so groß?“

„O nein, nicht die Sehnsucht — ich sehne mich nicht gerade. Sie können sich wohl nicht vorstellen, was es heißt, wenn man . . . Und sind Sie es denn nie selber gewesen, Philipp?“

„Was?“

„Halten Sie fest . . . Verliebt, Philipp. Nein?“

„Nun,“ sagte Philipp, der zu dem Kopf des Sommerhuts sprach. „Gaha! vielleicht nicht so eigentlich. Ich weiß nicht — ich kann es wirklich nicht sagen, Käthe.“

„Da — da haben Sie losgelassen und sie hat mich ganz mit Milch überspritzt! Aber ich bin ja nun fertig.“

Käthe strahlte plötzlich vor Freude. Sie küßte Horney und brachte ihr Kalb unter Viebklopfungen in den Stall nebenan. Als sie durch den Hof schritten, trug Philipp den Eimer und sie streute ganze Hände voll Gerste vor einem Hahn mit seinen zwei Hennen aus, die der Hühnersteige zu gackerten.

„Nicht wahr, Sie kommen bald wieder, Philipp? Es ist so schön, jemand zu haben, der mich an —“ Petes Name blieb ihr diesmal im Halse stecken — „erinnert. Nicht, daß ich ihn etwa vergessen könnte — wie wäre das möglich? Aber es ist schwer, so lange Zeit allein zu sein, da wird einem sehnsüchtig zu Mute. Vielleicht hatte ich wirklich Sehnsucht. Geben Sie mir nun die Milch. Ich wollte es nicht wahr haben, aber man kann auch nicht erwarten, daß ein Mädchen immer vernünftig ist.“

„Gute Nacht, Käthe.“

„Ja, es ist besser, daß Sie jetzt gehen — gute Nacht.“

Philipp ging von ihr fort, peinlich bewegt und doch auch entzückt; voller Bonneschauer und mit dem erstickenden Gefühl elender Heuchelei. Er war sich wie ein Narr vorgekommen. Käthe mußte ihn für blödsinnig gehalten haben. Doch besser, daß sie ihn für einen Narren, als für einen Verräter hielt. Es war nur seine Schuld. Ohne ihn würde das Mädchen durch ihre Liebe zu Pete wie mit einer Schutzwehr umgeben sein. Er wollte nicht wieder kommen.

### IX.

Philipp hielt drei Monate lang an seinem Vorhabe fest und wurde mager und blaß. Dann kam wieder ein Brief von Pete an, ein Brief an ihn selbst, und er wußte nicht, was er damit thun sollte. Ihr ihn durch die Post zuzusenden unter dem Vorgeben, daß er wieder krank sei, wäre eine unerträgliche Heuchelei gewesen. Er brachte ihn also selbst.

Die ganze Familie war zu Hause. Nancy war gerade mit Buttern fertig und Käthe war in der Milchammer, um die Butter pfundweise abzuwiegen und dann zu stampeln. Philipp las den alten Leuten in der Küche mit lauter Stimme den Brief vor, und im dunstigen Nebenraum setzte das schwache Aufschlagen und das Bespritzen mit Wasser aus. Pete hing der Himmel voll Geigen. Er hatte in letzter Zeit eine ungeheure Menge Geld erworben und dachte so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Doch konnte er nicht genau sagen wann. Einige schurtische Gauner von Boeren hatten nämlich seine Klaffen bestohlen und sich mit einem Haufen Diamanten tiefer ins Land hinein davon gemacht, die mußte er erst noch verfolgen und abfassen. Doch würde diese Geschichte nicht viel Zeit wegnehmen, so daß sie erwarten könnten, ihn in zwölf Monaten wieder zu sehen, mit einer so vollen Tasche, daß ihm selbst der Teufel und seine Großmutter nichts anhaben sollten.

„Ein beherzter Bursche!“ rief Casar.

„Armer Pete,“ sagte Granmie.

„Wenn nur der Noß nicht wäre,“ meinte Nancy.

Philipp ging in die Milchammer, wo Käthe eben den

Nahm von der gestrigen Abendmilch abschöpfte. Er bedauerte, diesmal nichts als einen Gruß für sie zu haben und fragte, ob sie Petes frühere Briefe beantwortet hätte? Nein, das hatte sie nicht gethan.

„Ich muß nun, glaube ich, bald schreiben,“ sagte sie, indem sie das Gelbe von der Milch abblies. „Nur wünschte ich, puh! „daß ich ihm etwas“, puh, puh! „über Sie sagen könnte.“

„Ueber mich, Käthe?“

„Etwas Süßes, meine ich“, puh, puh, puh! Sie sah mit schlaudem Blick zu ihm auf. „Sind Sie noch immer nicht sicher? Können Sie's noch immer nicht sagen? Nicht eigentlich? Nein?“

Philipp nahm die Miene an, als verstehe er nicht, was sie meinte. Käthes Lachen hallte in den leeren blechernen Milchlammen wieder.

„Wie gern man doch gewisse Dinge erfahren möchte!“

„Aber, wirklich“, fing Philipp an.

„Ich habe immer gehört, daß die Mädchen in Douglas so schön sind. Sie müssen doch jetzt so viele sehen. O, es wäre köstlich, Pete eine lange Geschichte darüber zu schreiben. Wo Sie sich einander begegnet sind — in der Kirche natürlich. Wie sie aussieht — versteht sich, blond. Und — und noch mehr dergleichen über sie.“

„Das ist eine Geschichte, die Sie Pete niemals erzählen werden, Käthe,“ sagte Philipp.

„Was — nie?“ sagte Käthe mit leichtem Sinn, und obwohl es gerade das war, was sie zu hören wünschte, setzte sie doch traurig hinzu: „Sagen Sie das nicht. Sie glauben nicht, welches Vergnügen Sie damit mir und auch sich selber rauben. Nehmen Sie doch ein armes Mädchen an Ihr Herz. Sie wissen nicht, wie glücklich Sie das machen wird.“

„Sind Sie denn so glücklich, Käthe?“

Käthe lachte froh auf. „Das können Sie sich doch denken!“

„Der liebe alte Pete — wie glücklich er sein muß,“ sagte Philipp.

Käthe fing an, den bloßen Namen Pete zu hassen. Sie zürnte aber auch Philipp. Warum konnte er gar nicht erraten, wie es mit ihr stand? Die Verheimlichung zehrte an ihrem Herzen. Als sie Philipp das nächste Mal sah, ging er am Markte an ihr vorüber, wo sie neben dem Sig stand und ihre Butter verkaufte. Unter den Mädchen rings herum erhob sich ein Gezißel, als er sich verbeugte und weiter ging. Dies verdroß sie und sie verkaufte rasch ihre Butter um einen Penny das Pfund billiger, holte das Pferd aus dem „Lamm“ und fuhr zeitig nach Hause.

Auf dem Wege nach Sulby holte sie Philipp ein und hielt an. Er wollte nach Kirk Michael gehen, dem alten Deemster, der krank war, einen Besuch abzustatten. Wollte er nicht mit aufsitzen? Er zögerte, lehnte halb ab und bestieg dann das Sig. Als sie sich hiernach wieder bequem hinsetzte, trat er auf den Saum ihres Kleides. Er zog den Fuß rasch zurück, als ob er ihr auf den Fuß getreten hätte. Sie lachte, aber ärgerte sich, und als er an der Mants-Zee abstieg und sagte, daß er abends auf dem Rückweg einsprechen werde, erwiderte sie, daß Granmie sich freuen würde, ihn zu sehen.

Die Mädchen vom Marktplatz standen nach gethauer Arbeit am Mühlteich, die Arme unter der Schürze über einander geschlagen und gurrten wie über ihnen in den Bäumen die sich paarenden Vögel, als Philipp über Sulby heimkehrte. Er sah Käthe auf dem Weg durch die Bergschlucht herabkommen, zwei Färren mit einem Büschel wilden Senf vor sich her treibend, dessen Blütengold in den Strahlen der untergehenden Sonne über den Rücken der Tiere hinfunkelte. Sie hatte ihre gute Laune wiedergewonnen, tänzelte dahin, sang lustige Stüchchen und war voller Leben, Schönheit und Jugendmuth.

Sie that, als ob sie ihn nicht sähe, bis sie dicht an seiner Seite war, und die Färren in den Hof hinein gingen. Dann sagte sie: „Ich hab' ihm geschrieben und's ihm erzählt.“

„Was?“ fragte Philipp.

„Daß Sie gesagt haben, Sie würden ein unverbesserlicher alter Junggefelle bleiben.“

„Daß ich das sagte?“

„Ja, und ich habe noch hinzugefügt, Sie hielten sich von den Mädchen so fern, daß Sie überhaupt kein Herz haben könnten.“

„Das glauben Sie, Käthe?“

„Gewiß; und daß er keinen besseren als Sie hätte befragen können, alle diese Jahre nach mir zu sehen, da Sie weder Augen, noch Ohren, noch einen Gedanken für ein andres lebendes Menschenkind hätten, außer für ihn.“

„Das haben Sie doch nicht an Pete geschrieben . . .“ sagte Philipp.

„Habe ich's nicht gethan?“ fragte Käthe und trippelte auf den Fußspitzen fort.

Er eilte ihr nach. Sie lief rasch in den Hof. Er hinterdrein. Sie riß die Thür zum Obstgarten auf, schlüpfte hindurch und gewann die Thür zur Kammer, hier aber fing er sie und hielt sie fest.

„Es ist nicht wahr, Du Schelm! Sage nein, sage nein!“ leuchtete er.

„Nein,“ flüsterte sie und bot ihm die Lippen zum Kuß.

X.

Grannie sah diesen Abend nichts von Philipp. Er ging heim, glühend vor Freude und doch von Scham überwältigt. Zuweilen sagte er sich, daß er nichts Besseres sei als ein Judas, zuweilen wünschte er, Pete möchte nie zurückkehren. Dieser zweite Gedanke kehrte am häufigsten wieder. Er fuhr ihm wie ein greller Blitz durch den Sinn. Er wünschte fast, daran glauben zu können. Wenn er alle Hindernisse aufzählte, die Petes Rückkehr im Wege standen, schlug sein Puls schneller. Dann empfand er wieder Ekel vor sich selbst. Er quälte sich ab. In seinem verworrenen Herzen zitterte eine neugeborene Freude, die einem jungen Stuckad gleich im fremden Nest ausgebrütet war.

Nach vielen Tagen, in denen keine weitere Nachricht von Pete gekommen war, erhielt Käthe von Philipp folgenden kurzen Bescheid:

„Ich werde Sie noch diesen Abend auffuchen. Habe Ihnen eine Nachricht von großer Wichtigkeit mitzuteilen.“

Es war Nachmittag und Käthe rannte die Treppe hinauf, zog eiligst ihr bestes Hauskleid an und kam dann herunter, um Nancy zu helfen, die im Obstgarten Aepfel anfas. Der schwarze Tom war da, um die Rückseite des Daches neu mit Stroh zu belegen, und Cäsar machte am Drehzeug Strohfleile dazu. Es lag ein weiches Herbstgefühl in der Luft, die Tauben gurrten auf dem Giebel des Mühlenhauses und alles war von stillem Glanz erhellt. Käthe war auf die Gabel eines Baumes geklettert und warf Aepfel in Nancys Schürze, als das Gatterthor des Obstgartens klappte und sie beim Eintreten Philipps unversehens einen kleinen Freundschafts schrei ausstieß. Dies zu verdecken, stellte sie sich, als ob sie herunterfallen wollte, und er lief herbei, ihr zu helfen.

„O, es ist nichts,“ sagte sie leise. „Ich glaubte, der Ast würde brechen. Sie sind es also. Dann fragte sie mit lauter Stimme: „Ist Deine Schürze nun voll, Nancy? Ja? Bring' dann einen andren Korb heraus, den weißen mit den Henkeln. Sind Sie über Lapey mit der Post gekommen? Herübergeritten, wie? Glaubst Du wirklich, Nancy, daß wir Zucker genug für all diese Aepfel haben?“

„Guten Abend, Mr. Christian,“ sagte Cäsar. Und der schwarze Tom, der auf dem Dach saß, griff an die breite Krämpe seines Strohhuts.

„Lassen Sie's neu decken, Mr. Cregeen?“

„Ausbessern, nur ausbessern. Möge der Herr unsre Sünden ebenso zudecken, oder wie sollten wir uns sonst vor seinem strafenden Zorne schützen.“

„Wie ärgerlich,“ sagte Käthe vom Baume herab. „Die Hälfte davon bekommt Flecken und wird nur noch gut zum Einmachen sein. Sie fallen bei der leisesten Verührung ab, wie Sie sehen — so reif sind sie schon.“

„Mögen wir bei der großen Ernte alle so reif sein und würdig befunden werden zum Aufbewahren,“ sagte Cäsar. „Sehen Sie dort den großen Apfel, voller Anoten wie die Muskeln eines Hufschmieds, und doch wird er so rasch faulen wie der kleinste des Hausens. Es giebt uns die Lehre, daß wir alle zu Grunde gehen werden, die großen Berge so leicht wie kleine Heuschöber. Diese Welt ist vergänglich.“

Philipp hörte nicht zu, sondern blickte mit ängstlicher Zärtlichkeit zu Käthe hinauf.

„Wissen Sie,“ sagte sie, „daß ich fürchtete, Sie wären aufs neue unwohl? — Deine Schürze, Nancy — war das nicht thöricht, wie?“

„Nein, mir hat nichts gefehlt,“ sagte Philipp.

Käthe sah ihn fragend an. „So war es also jemand anders? Ich habe Ihren Brief erhalten.“

„Kann ich Ihnen herunter helfen?“

„Was ist es? Gewiß, es muß etwas vorgefallen sein,“ sagte Käthe.

„Setzen Sie den Fuß hierhin,“ sagte er.

„Helfen Sie mir herunter. Mir wird schwindelig.“

„Seien Sie vorsichtig. Halten Sie sich dort fest. Geben Sie mir nun die Hand.“

(Fortsetzung folgt.)

**Kleines Feuilleton.**

ss. Die Bergwerkkrankheit — so könnte man ein eigen- tümliches Leiden benennen, das von der Wissenschaft Marasmus montanus bezeichnet wird und unter Bergleuten eine sehr hohe Ver- breitung besitzt. In einem sehr eingehenden Vortrag, den der Bergarzt Dr. Goldman neulich vor der Wiener Gesellschaft für innere Medizin gehalten hat, wird der Entbehrung des Tageslichts keine erhebliche Tragweite beigemessen, eine um so größere dem Luftmangel. Dieser Ausdruck soll die Folgen eines dauernden Aufenthalts in einer sauerstoffarmen und mit verschiedenen zur Atmung nicht bestimmten Gasen geschwängerten Atmosphäre bezeichnen. Seine Wirkung wird noch erhöht durch die oft sehr starke Hitze in den Strecken und durch die infolge der anstrengenden Arbeit forcierte Atmung. Alles zusammen führt zu einer den Berg- leuten eignen Berufskrankheit, dem Lungenemphysem, außerdem wohl auch zu Störungen in Herz, Leber und Nieren. Damit sind aber die der Gesundheit des Bergmanns drohenden Gefahren nicht erschöpft. Infolge der Hitze und der angestrengten Thätigkeit tritt ein gesteigertes Durstgefühl ein, das zur Aufnahme großer Mengen von Wasser verleitet, und dies muß selbst dann schädlich wirken, wenn das Trinkwasser rein und gut ist, eine Voraussetzung, die gerade in Bergwerken häufig genug nicht zutrifft. Die Folge eines über- mäßigen Wassergenußes ist Magenverweigerung, Magentatarrh usw. Durch den Mangel an Sauerstoff und die Anwesenheit von Gasen wie Schwefelwasserstoff, Ammoniak, Kohlenäure und Gasebengas in der Atemluft wird die Blutbildung und somit auch die Gesamternährung nachteilig beeinflusst, und die Fleischsucht ist eine sehr häufige Erscheinung bei Berg- leuten. Weitere schädliche Einflüsse werden ausgeübt durch den stets reichlich vorhandenen Staub, ferner durch die unbequeme Körper- haltung, die der Bergmann oft bei der schwersten Arbeit einnehmen und stundenlang beibehalten muß. Dazu kommen noch andre, zum Teil noch unaufgeklärte Krankheitsformen, und die Summe von allem ist eben das, was den Namen der Bergwerkkrankheit verdient. Eine medizinische Behandlung ist gegen die Bergwerkkrankheit bisher nicht gefunden worden, um so mehr Gewicht sollte auf vorbeugende Maßregeln gehalten werden, namentlich auf die Fürsorge einer guten Lüftung im Bergwerk und auf die Beschaffung guten Trink- wassers. —

**Musik.**

Während wir vergeblich nach größeren Fortschritten in der wirk- lichen Kunstbildung der weitesten Kreise auspähen, nimmt die Be- nutzung der Musik zu Zwecken der Volksunterhaltung einen rüstigen Fortgang. Man sehe z. B., wie viel die vom Schiller-Theater herausgegebene „Volksunterhaltung“ an derartigen Pro- grammen, Berichten usw. bringt! Und eben jetzt hat ein in Berlin wohlangehender Vertreter der leichten Tonkunst, Julius Einödshofer, für den Sommer eine Einrichtung getroffen, die sich zu den populären Konzerten des Philharmonischen Orchesters vom Winter ungefähr ebenso verhält, wie in München das Winterbier zum Sommerbier (nicht umgekehrt): also etwas billiger und etwas dünner eingelocht. Sein wohl neu zusammen- gestelltes Orchester von 40 Mann ist in der für Tanz- und March- und Vierkonpositionen üblichen Weise verteilt: die melodie- fährenden, die begleitenden und die Schlaginstrumente stark, die Instrumente für Mittelstimmen schwach vertreten. Nimmt man nun auf die Höhe solcher Veranstaltungen und außerdem auf die durch- schnittliche Gestaltlosigkeit, mit der heute überhaupt dirigiert wird, Rücksicht, so kann man Herrn Einödshofer allen Respekt vermelden. Er ist freilich von seiner sonstigen Thätigkeit her an die Dumbum-, Schrummschrum- und Klingling-Musik gewöhnt. Das kommt zum Vorschein darin, daß ein feineres Heransarbeiten des Rhythmisches und Metrischen nicht eben Sache seines Dirigierens ist. Auch nicht seines Komponierens. Im ersten dieser Konzerte (in der großen Philharmonie) am Pfingstsonntag brachte er n. a. eine Kleinigkeit von sich, ein Gondellied „Mondnacht auf dem Meere“. Gar nicht übel an Melodie und Stimmung — nur von der erwähnten Einförmigkeit! Sein Verständnis für seine Stimmungswellen bewährte sich auch in dem Vortrag eines tanzartigen Charakterstückes „Zwiegespräch“ von Manfred; und selbst die alte Tell-Ouverture Rossinis kam verhältnismäßig so gut heraus, daß auch den Orchesterpielern unsre Achtung ge- zollt sei.

Herr Einödshofer dirigiert, trotz Temperamentes in der Sache selbst, mit ruhigen Bewegungen, die zum Teil mehr die Formen und Stimmungen als den Takt angeben. Herr Felix L e d e r e r leistet wohl noch mehr an temperamentvollen Gestaltungen und gönnt sich jedenfalls mehr Lebhaftigkeit in seinen Bewegungen.

Ich meine nämlich den Kapellmeister, mit dem die Morwiz-Oper am neulichen Freitag wieder ihren Einzug in Berlin hielt. Diesmal muß das trauliche Schiller-Theater, in welchem diese Sommeroper sonst spielte, mit dem als „Metropol-Theater“ bezeichneten Vergnügungs-Etablissement vertauscht werden. Schade — denn dadurch wird der gut künstlerische Geist jenes Unternehmens leicht verwechselt mit der Luft des Hauses, in dem es nur zu Gaste weilt. Eröffnet wurde mit N. Spinellis „Am unteren Hafen“, einer in diesem Rahmen bereits bekannten neitalienischen Aufregungsoper, die aber an künstlerischem Ernst doch wohl über dem Durchschnitt dieser Species steht. Die Hauptanziehung des Abends war die hochangesehene Sängerin Vertram Moran-Olden in der Mutterrolle. Die Qualität, die Ausgeglichenheit und doch Reichhaltigkeit ihrer Töne sind so groß, daß sie in dieser Beziehung wohl von keiner mir bekannten Sängerin übertroffen wird. Ein Zug des Verben läßt sich aber doch ihrem Gesang nicht abprechen, und einiges Falchlingen eignete sich ebenfalls, zumal da anfangs überhaupt nicht alles klappte. Ueber ihre Partierin Kathi Roeder möchten wir nicht so ungünstig urteilen, wie es ihr thätlicher Eindruck nahelegte. Jedenfalls fehlt der Tiefenlage ihrer Stimme fast alle Fülle; die Höhe könnte milder sein; ihre Bewegungen verrieten einen Mangel an Mimikstudium. Allein es bleibt noch so viel erstere Bemühung, daß wir für später noch bessere Leistungen erhoffen können, als die sind, in denen wir sie auch schon früher her kamen. Und gegen welche Stimmen mußte sie diesmal antommen! Der Tenor C. Studemund, der Varyton D. v. Lanppert und der Baß (und Regisseur) A. Carlhof entfalteten große und gute Tonnassen; der erstgenannte mit unzureichender, der zweitgenannte mit zunehmender musikalischer und schauspielerischer Kunst.

Die schlichte Morwiz-Oper, die nicht mehr vorgiebt, als sie ist, bedeutet für uns eine wahrhafte Erquickung gegenüber den neulichen Festspielen oder Spielfesten. Schade, daß sie am Abend später als sonst beginnt und den Luhr der überlangen Pausen mitmacht; was hat denn unferneiner verbrochen, daß ihm so seine Zeit getödet wird?!

—sz.

### Geologisches.

10. Der Katastrophismus in der Wissenschaft. Die ungeheuren Naturvorgänge in Mittelamerika wecken die Erinnerung an das, was die Wissenschaft als Katastrophismus kennt. Der Katastrophismus oder die Katastrophentheorie bezeichnet die Anschauung, derzufolge sich die Entwicklung der Erde und ihrer Oberfläche in einer Reihe von großartigen Umwälzungen vollzogen habe, die von Zwischenzeiten größerer oder völliger Ruhe unterbrochen worden wären. Im Gegensatz zu den Vertretern des Katastrophismus standen und stehen die sogenannten Evolutionisten, die alle geologischen Thatsachen aus einer langsame und verhältnismäßig zwanglosen Entwicklung erklären wollen. Eine gewisse Schule von Geologen ist sogar soweit gegangen, den Einfluß von Katastrophen im Hinblick auf die Gesamtentwicklung als ganz gering zu bezeichnen, und sie wurden daher Quietisten genannt. Der Streit zwischen diesen verschiedenen Theorien ist bis zum heutigen Tage nicht angefochten, und man kann nur so viel sagen, daß sich die Geologen jetzt dem von ihrem berühmten Altmeister Lyell begründeten Evolutionismus mehr abwenden und den großen Katastrophen einen stärkeren Einfluß einzuräumen geneigt sind. Charles Darwin war es gewesen, der mit seiner Entwicklungslehre der Erde und ihrer Oberfläche den Todesstoß versetzt hatte. Lyell übertrug gewissermaßen die darwinistischen Ideen auf die Lehren der Geologie. Im besonderen waren es aber immer die Paläontologen, die aus der fortdauernden und scheinbar ununterbrochenen Weiterentwicklung des tierischen und pflanzlichen Lebens auf der Erde von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart den Schluß zogen, daß die Entwicklung der Erde überhaupt eine ruhige gewesen sein müßte. Je mehr nun die Geologen die Beschaffenheit der Erdkruste und ihrer Zusammensetzung erforschten, desto mehr mußten sie die Ueberzeugung gewinnen, daß Katastrophen von einem heute ganz unendbaren Umfang in der geologischen Geschichte wenigstens gewisser Entwicklungszeiten der Erde eine bestimmte Rolle gespielt hätten. Es hat Zeiten gegeben, in denen fast die ganze Halbinsel Vorderindien und andre Erdräume von ähnhlicher Ausdehnung ein einziges Meer von Lava gewesen sein müssen, und wenn man gar in der geologischen Geschichte noch weiter zurückgeht bis an die untere Grenze der paläozoischen Epoche, des Altertums in der Erdgeschichte, so stoßen wir auf Zeugen von vulkanischen Eruptionen, die in ihrem Umfang und in ihren Folgen sich sogar zu einer Katastrophe wie der jetzigen in Mittelamerika oder jener in der Sunda-Strasse vom Jahre 1883 etwa ebenso verhalten wie die Größe eines ganzen Erdteils gegen die der kleinen Insel Martinique. Die Geologen haben sich daher neuerdings ziemlich ohne Ausnahme zu einem katastrophistischen Glauben bekannt, der allerdings nicht mehr dem rohen Katastrophismus der älteren Gelehrsamkeit entspricht, aber doch den plötzlichen Umwälzungen auf der Erdoberfläche eine erhebliche Bedeutung zugesieht. Die letzten Naturereignisse können selbstverständlich nur als eine Bestätigung dieser Theorie aufgefaßt werden. Das ganze Alter des Menschengeschlechts ist im Verhältnis zu dem Schritt der geologischen

Entwicklung viel zu unbedeutend, als daß sich in dieser Zeit schon ein merkbares und zuverlässiges Erlöschen des Vulkanismus hätte vollzogen haben können. —

### Humoristisches.

— Vom Weltuntergang. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Stuttgart geschrieben: Bei manchen Selten herrscht der Glaube an den baldigen Weltuntergang. Das gilt auch von der in Palästina ansässigen Templergemeinde, die sich vorzugsweise aus Württembergern zusammensetzt. Die Templar sind fleißige, fromme Leute, die aus wüstem Gelände fruchtbareren Kulturboden geschaffen haben, wobei sie nicht immer die Unterstützung der türkischen Behörden fanden. Mit der schwäbischen Heimat stehen sie in enger Fühlung; in Württemberg selbst besteht eine Templergemeinde, die in Stuttgart einen Geistlichen hat. Ich wurde neulich in der Stuttgarter elektrischen Bahn auf das Gespräch zweier Frauen aufmerksam.

„Sie sind wohl net von Stüger?“ fragte die eine im Laufe der Unterhaltung, worauf die andre erwiderte:

„Na, i bin fremd hier, i wohne in Jerusalem.“  
Darauf große Verwunderung der Einheimischen; bald stellte sich auch heraus, daß beide Frauen der Templergemeinde angehörten. Nun folgte eine längere Aussprache über die Vorzüge und Schattenseiten des gelobten Landes. Endlich kam die Rede auch auf die biblische Prophezeiung vom Weltuntergang, und die Stuttgarterin bemerkte:

„Und des ich au aang'nehm, daß mer in Jerusalem no so noh derbei ischt.“

„Sell ich g'wiss,“ antwortete die andre, „deshalb send mer au naagang. Aber des heit mer freile net deut, daß sich's so lang nausz'heht.“

Worauf die Stuttgarterin gleichsam tröstend erwiderte: „Sie hent do no ebbes vor de andre vorans.“

Die Frau aus Jerusalem seufzte jedoch und meinte: „S' hat sei Guts ond hat sei Schleichs. Dnje Bna isch nemme in d' Schul z' brenge gwä; er hot behauptet, wam d' Welt do ontergeh, no brauch er au neg meh z' lerne!“ —

### Notizen.

— Die Berliner Novellistin Elisabeth Meyer-Förster ist am Tage vor Pfingsten in Bozen im Alter von zweimdreißig Jahren gestorben. —

— Otto Julius Bierbaum soll, dem „Börsen-Courier“ zufolge, die Redaktion der belletristischen Beilage einer im Entstehen begriffenen großen Wiener Tageszeitung („Die Zeit“) übernehmen. —

— Hans Wischke vom Bremer Stadttheater ist als „erster Held“ für das Berliner Theater engagiert worden. —

— Karl Schönherr's Drama „Sonnenwag“ wird in der kommenden Saison eine der ersten Novitäten des Deutschen Theaters sein. —

— Bjornson's „Laboremus“ erzielte bei der Premiere im Hamburger Deutschen Schauspielhaus nur einen Achtungserfolg. —

— „Der Blumen Rache“ heißt ein neues Lustspiel von Adolf Wilbrandt, das im Herbst in Hamburg erstmalig in Scene gehen wird. —

— Kaiserling's Schauspiel „Ein Frühlingsopfer“ wurde bei der Erstaufführung vom Wiener Volks-Theater kühl aufgenommen. —

— Weingartner's Trilogie „Orestes“ wird demnächst durch das Ensemble der Stuttgarter Hofoper in Berlin zur Aufführung gelangen. Weingartner wird selbst dirigieren. —

— Das Deficit des Pensionsgrundstocks der Wiener Hofoper beträgt 108 000 Kronen. —

c. Der russische Tenor Sobinow erhält für sieben Monate Spielzeit an der russischen Oper eine Gage von 24 000 Goldrubel (76 800 M.). —

— Preisanschreiben. Die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“, die im Herbst in ein Tagblatt umgestaltet wird, schreibt einen Preis von 500 Kronen für einen Zeitungskopf aus. Näheres ist zu erfahren von der Redaktion der „Zeit“, Wien, IX/1, Peregringasse 1. —

— Von dem in Amerika entdeckten Kometen, der bei uns nicht sichtbar sein wird, am wenigsten für das freie Auge, hat am 18. April Max Wolf in Heidelberg eine Aufnahme mit sieben Minuten Belichtung erhalten. Der Komet ist sehr schwach und kaum zu messen. Er hat keinen erkennbaren Kern, aber einen breiten fächerartigen Schweif. Der südliche Konvexe Rand des Schweifes ist bedeutend heller als der nördliche. Der ganze Eindruck sei aber so schwach, daß das Vorstehende mehr erraten als gesehen sei. —

— Amtsstil. In einer Bekanntmachung des Stuttgarter Stadtschultheißenamts vom 30. April betreffend Aenderung des Stadtbauplanes ist folgendes zu lesen: „Auf der Thal- bezw. Nordseite der Strecke von der Villa bis zur Wagenerstraße ist das Anbauen vorläufig weder erlaubt noch verboten.“ —